

Kocka, Jürgen

**Book Part — Digitized Version**

## Paradigmawechsel? Die Perspektive der "Historischen Sozialwissenschaft"

**Provided in Cooperation with:**

WZB Berlin Social Science Center

*Suggested Citation:* Kocka, Jürgen (1988) : Paradigmawechsel? Die Perspektive der "Historischen Sozialwissenschaft", In: Bernd Mütter, Siegfried Quandt (Ed.): *Historie - Didaktik - Kommunikation: Wissenschaftsgeschichte und aktuelle Herausforderungen*. Reinhart Koselleck zum 65. Geburtstag, ISBN 3-925944-38-9, Hitzeroth, Marburg, pp. 65-80

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112308>

**Standard-Nutzungsbedingungen:**

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

**Terms of use:**

*Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.*

*You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.*

*If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.*



## WZB-Open Access Digitalisate

## WZB-Open Access digital copies

---

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: [bibliothek@wzb.eu](mailto:bibliothek@wzb.eu)

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: [bibliothek@wzb.eu](mailto:bibliothek@wzb.eu)

---

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

### 3.

# Paradigmawechsel? Die Perspektive der „Historischen Sozialwissenschaft“

Jürgen Kocka

Die These, daß sich irgendwann nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem in den 60er/frühen 70er Jahren, der für die Geschichtswissenschaft an sich normale Wandel beschleunigt und verdichtet habe, so daß man wenigstens die Frage stellen kann, ob da ein dem Umbruch von der Aufklärungshistorie zum Historismus vergleichbarer „Paradigmawechsel“ stattfand – diese These ist nicht unumstritten, aber auch nicht selten, und sie liegt zumindest als Hypothese der Konstruktion dieser Tagung zugrunde. Vor allem bei denen, die diese These vertreten, hat sich als Chiffre für das Produkt jenes beschleunigten historiographischen Wandels die Bezeichnung „Historische Sozialwissenschaft“ eingebürgert.

Im folgenden möchte ich (I.) kurz skizzieren, was m. E. unter „Historischer Sozialwissenschaft“ als Kurzformel für das Produkt jenes Wandels gemeint sein kann oder sollte. Ich werde (II.) einige Bemerkungen über das Verhältnis von „Historischer Sozialwissenschaft“ und Geschichtsdidaktik anschließen. Schließlich werde ich (III.) einige Überlegungen zu der Frage anstellen, ob es sich tatsächlich um einen Paradigmawechsel gehandelt hat.

#### I.

Versucht man, einen häufig als Mittel der Auseinandersetzung gebrauchten, oft unscharfen und im Sprachgebrauch leicht variierenden Begriff wie „Historische Sozialwissenschaft“<sup>1</sup> zu definieren, wird man sich darüber klar sein, daß dies auch ein Stück Dezision enthält. Ich schlage vor, unter „Historischer Sozialwissenschaft“ das Produkt eines Bündels von sechs Veränderungen zu verstehen, die ich jetzt rasch skizziere, ohne allerdings die Verknüpfungen zwischen ihnen hinreichend darstellen zu können.

1. ist auf die allmähliche Durchsetzung struktur- und prozeßgeschichtlicher Zugriffe seit den 50er/60er Jahren hinzuweisen. Ereignis-, handlungs- und erfahrungsgeschichtliche Zugriffe traten deutlich zurück, wenn auch nicht völlig. Zum Beispiel: Wirtschaftshistoriker sprachen lieber über Industrialisierung statt über Unternehmer und Unternehmensgründungen. Politikhistoriker schrieben eher über die Parlamentarisierung oder die Entwicklung des Parteiensystems als über die Motive, Entscheidungen und Handlungen der Staatsmänner und Parteiführer. Kulturhistoriker kümmerten sich um die innere „Logik“ der „plebejischen Kultur“, statt die Leiden und Freuden eines Heimarbeiters zu rekonstruieren oder sich

mit einzelnen großen Kunstwerken zu beschäftigen. Diese Beispiele sollen zeigen: Die Hinwendung zur Geschichte der Strukturen und Prozesse war und ist keine Besonderheit der Wirtschafts- oder der Sozialgeschichte, sie findet sich auch in der Politik-, der Kultur-, der Religionsgeschichte. Dabei ist die Unterscheidung von Ereignissen und Handlungen einerseits, Strukturen und Prozessen andererseits nach Kriterien ihrer zeitlichen Erstreckung und Erfahrbarkeit vorausgesetzt. Insbesondere Reinhart Koselleck hat so argumentiert.<sup>2</sup> Auf eine scharfe Abgrenzung zwischen Struktur und Prozeß wird dabei verzichtet.

Das strukturgeschichtliche Programm wurde in der Bundesrepublik zuerst und besonders wirkungsvoll von Werner Conze formuliert.<sup>3</sup> Es zog die Konsequenz aus einer nach den Katastrophen der jüngsten Geschichte besonders unausweichlichen Erfahrung, der Erfahrung von der Macht der Verhältnisse. Daß die Intentionen und die Ergebnisse menschlicher Handlungen häufig nicht übereinstimmen, daß individuelle Handlungsspielräume von ökonomischen Prozessen, sozialen Bewegungen und politischen Institutionen eng begrenzt sind, daß die Geschichte niemals in dem aufgeht, was Menschen wechselseitig intendieren, daß vieles geschah, was nicht oder nur verzerrt erfahren wurde, daß die Geschichte nicht nur aus Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen, sondern aus Wirkungs- und Funktionszusammenhängen besteht, die sich auch gegen die Bestrebungen der einzelnen durchsetzen, und zwar ohne diesen notwendig bewußt zu werden – dies war eine realitätsgestützte Erfahrung, die man *spätestens* seit dem Aufstieg des Industriekapitalismus, seit dem Aufbruch der sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, seit den großen meist unverständenen Krisen der Marktwirtschaft, vor allem aber seit den Weltkriegen und den politischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts auch in den oberen und mittleren Schichten – denen die Historiker i. d. R. angehörten – kaum mehr vermeiden konnte. In den unteren Schichten dürfte diese Erfahrung von der relativen Ohnmacht der einzelnen gegenüber ihren Verhältnissen viel älter gewesen sein. Die anti-soziologische, idealistische, handlungs-, personen- und ideenzentrierte Vorstellung vom historischen Wandel, wie sie in der historistisch geprägten Geschichtswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts tonangebend gewesen war, hatte sich dieser Erfahrung nicht gestellt. Die weitverbreitete, aber keineswegs absolute, struktur- und prozeßgeschichtliche Wendung seit den 50er Jahren vergrößerte die analytische Kraft der Geschichtswissenschaft.<sup>4</sup>

2. Etwas weniger verbreitet war ein Trend, der sich vor allem in den 60er Jahren bemerkbar machte: der Trend zu einer theorieorientierten, analytischen Geschichtswissenschaft. Ausdrücklich wurde nun kausale Erklärung als Aufgabe des Historikers anerkannt. Und man versprach sich einen Zuwachs an erklärender Kraft durch die Orientierung an Theorien. Was hieß das? Theorieorientierung hieß i. d. R. nicht: Transformation der Geschichtswissenschaft in eine nomologische Gesetzeswissenschaft. Die einheitswissenschaftliche Logik mancher analytischer Wissenschaftstheoretiker – Hempel-Oppenheim z. B. – akzeptierte kaum ein Historiker als zutreffende Beschreibung dessen, was er tat oder tun sollte. Das an den

Naturwissenschaften orientierte Modell wurde und wird auch in der theorieorientierten Geschichtswissenschaft weitgehend abgelehnt. Auch ging es den theorieorientierten Historikern nur im Ausnahmefall um das Operationalisieren und Testen von Theorien am historischen Material als Ziel. Theorieorientierung hieß überdies nicht notwendig Quantifizierung. Die meisten theorieorientierten historischen Werke sind nicht (primär) quantifizierend, man denke an die Arbeiten von Norbert Elias, Barrington Moore oder Hans-Ulrich Wehler. Theorieorientierung in der Geschichtswissenschaft hieß vor allem, daß die Historiker sich explizite und konsistente Systeme von Begriffen nutzbar machten, die nicht aus den Quellen selbst abgeleitet werden können, aber zur Strukturierung, Erschließung, Erklärung und Interpretation der Quellen dienen: Konjunkturtheorien nach Kondratieff oder Imperialismustheorien im Anschluß an Hobson bzw. Lenin für die Geschichte der internationalen Politik im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert; marxistische Klassentheorien in der Arbeitergeschichte; oder auch die Bürokratiethorie Max Webers für die Geschichte eines großen Wirtschaftsunternehmens und seiner Verwaltung. Dies sind nur Beispiele. Es ging (und geht) in der theoretisch orientierten Geschichtswissenschaft um die Bildung und Anwendung von Theorien in einem lockeren, nicht szientistischen Verständnis, oftmals in idealtypischer Form.<sup>5</sup> Es kam hierbei oft zur engen Zusammenarbeit mit den benachbarten systematischen Sozialwissenschaften – mit Soziologie, Ökonomie und Politikwissenschaft zumal –, selten aber zur wirklichen Verschmelzung mit ihnen. (Jedoch gab es Ausnahmen wie die New Economic History der 60er und 70er Jahre und gewisse Varianten der Historischen Sozialforschung heute, in denen sich die Übergänge zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaft verwischen.)<sup>6</sup>

3. Die große methodische Innovation stellte sich ein, als es gelang, neue Massenquellen mit aufwendigen quantitativen Verfahren auszuwerten – zunächst vor allem in der Bevölkerungsgeschichte, dann in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, aber auch in der historischen Wahlanalyse und in der Prosopographie. Das stand doch sehr im Gegensatz zum alten historischen Paradigma; öffnete Wirklichkeitsschichten, die den Historikern früher ganz versperrt gewesen waren; erlaubte den Zugang zu Massenphänomenen wie nie zuvor – vor allem seit der Durchsetzung der EDV. Doch blieb die Anwendung solcher Verfahren auf Teilbereiche begrenzt, eine Revolutionierung der Geschichtswissenschaft bedeutete sie nicht. Zwischendurch gab es die Erwartung, man werde die Geschichtswissenschaft oder doch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte in eine primär quantifizierende Sozialwissenschaft umwandeln können; aber diese Chance, besser: diese Gefahr besteht in Wirklichkeit nicht. Dies nicht nur deshalb, weil unsere Quellen nicht ausreichen, sondern letztlich wegen der Kontextgebundenheit der Geschichtswissenschaft und vor allem wegen den sinndeutenden, interpretierenden, kritischen Funktionen, die die Geschichtswissenschaft für das historische Bewußtsein von Gesellschaften wahrnimmt und m. E. auch wahrnehmen sollte.<sup>7</sup>

4. Neue Darstellungsformen setzten sich durch, die man vielleicht mit dem Stichwort „historische Argumentation“ zusammenfassen kann. Damit meine ich Darstellungsformen, in denen es zwar auch – wie in der klassischen Erzählung – um Fragen des Vorher und Nachher, um Darstellung von Wandel in der Zeit geht (wie immer in der Geschichte). Aber darüber hinaus gehören zur historischen Argumentation explizite Fragen, Hypothesen und Zweifel, kausale und funktionale Erklärungen, Begriffsdefinitionen und Reflexionen – z. B. auf nicht verwendete Hypothesen, nicht gewählte Erklärungsmuster, beiseite gelassene Aspekte. Insofern unterscheidet sich die historische Argumentation, die der Strukturgeschichte und der theoretisch orientierten Geschichtswissenschaft angemessen ist, von der schlichten historischen Erzählung, wenn man darunter eine Darstellungsform versteht, für die das zeitliche Nacheinander von beschreibbaren Ereignissen und verstehbaren Handlungen zentral ist. Journalistische Kritiker wie Joachim Fest haben den argumentierenden Historikern denn auch vorgeworfen, sie schrieben nur noch „Gutachten zur Geschichte“, nicht aber Geschichte selbst. Und als Ratschlag folgte: „Zurück zur Erzählung“.<sup>8</sup>

5. verlor die Politikgeschichte etwas von ihrer herkömmlichen Dominanz; der Staat hörte auf, das prinzipiell ranghöchste Thema historischer Studien und strukturierender Kern historischer Synthesen zu sein. Dem entsprach, spiegelverkehrt, der Bodengewinn der Sozialgeschichte – in dreifachem Sinn.<sup>9</sup>

In der Bundesrepublik jedenfalls stand etwas, was man Politische Sozialgeschichte nennen kann, im Zentrum der Neuorientierung der 60er und frühen 70er Jahre. Im Grunde setzte sie die herkömmliche Fixierung auf Politische fort, doch aus einer sozialgeschichtlich-sozialökonomischen Perspektive. Fritz Fischer, Hans Rosenberg, Puhle, Wehler, Winkler u. a. halfen, sie zu entwickeln. Sie schrieben Bücher, in denen es primär um die Erklärung von Politik und ihrer Veränderungen ging: um den Beginn des Ersten Weltkriegs, den radikalen Konservatismus der Agrarier, um Bismarcks Wendung zum Imperialismus, um die mittelständische Bewegung der Weimarer Zeit. Aber als Erklärungsfaktoren präsentierten die Autoren wirtschaftliche Wandlungen und Krisen, sozialökonomische Interessen, soziale Gruppen und ihre Verbände. Geltungsansprüche vergangener Politik wurden mit ihren teils unbewußten, teils verschwiegenen Geltungsbedingungen konfrontiert, sehr partikulare Interessen im anspruchsgemäß Allgemeinen entdeckt. Die Frage nach der klassen- und interessenmäßigen Bedeutung politischer Entscheidungen (cui bono?) war zentral. Der Einfluß marxistischer Gedankengänge war spürbar. Es ging um die sozialökonomischen Bedingungen und Funktionen der Politik. Diese Verknüpfung von sozialökonomischer Geschichte und Politikgeschichte fand breites, kontroverses Interesse. Sie war der wirkliche Hintergrund der erregten Grundsatzdebatten jener Jahre für und wider die Sozialgeschichte, jedenfalls in der Bundesrepublik.

Aber Sozialgeschichte florierte und expandierte auch ohne diesen ideologiekritischen Bezug auf die große Politik: als historische Familien-, Stadt-

und Protestforschung, als Untersuchung von Mobilität und Wanderungen, als historische Berufs- und Klassenanalyse, als Geschichte der Arbeit, der Freizeit, der Schulen, des Alterns, des Lesens, der Tischsitten, der Körperpflege, zuletzt auch als historische Frauenforschung oder besser als Geschichte der Differenzen und Verhältnisse zwischen den Geschlechtern (Geschlechtergeschichte). Befreit vom politikgeschichtlichen Korsett, fand eine bereichernde, verwirrende Expansion des Spektrums vergangener Wirklichkeit statt, das als historisch bedeutsam und untersuchungswert gilt. Worüber gibt es nicht alles Monographien?

Aber manchmal wollte Sozialgeschichte auch mehr, nämlich Synthese: allgemeine Geschichte aus sozialgeschichtlichem Blickwinkel, aber unter Einbeziehung der Wirtschaft, des Staates und der Kultur; die umfassende Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit primär als Gesellschaft statt als System von Staaten oder Sammelsurium von Facetten. Historisch-materialistische Theorien oder Theorien der Klassenbildung, Modernisierungstheorien oder – vielleicht am umfassendsten – Webers Theorien der okzidentalischen Rationalisierung – dienten – bei verschiedenen Autoren in sehr verschiedener Weise – als argumentatives, strukturierendes Gerüst. Hier ist noch vieles Programm und natürlich nicht unumstritten.<sup>10</sup>

Schließlich – 6. – zeichnet sich Geschichte, wie sie von den Verfechtern einer Historischen Sozialwissenschaft verstanden wurde, durch eine ausgeprägte Tendenz zur Reflexion auf die eigenen erkenntnistheoretisch-methodologischen Voraussetzungen aus und damit durch die Bereitschaft, den geschichtlich-sozialwissenschaftliche Erkenntnisse zuallererst konstituierenden lebensweltlich-wissenschaftlichen, praktisch-theoretischen Verknüpfungszusammenhang anzuerkennen und mitzureflektieren. Dabei wendete sich die Absicht der Historischen Sozialwissenschaft in spezifischer Weise auf ihre Entstehungsvoraussetzungen zurück: Während sie ihre Existenz, wie angedeutet, der zunehmend eingesehenen Tatsache verdankt, daß die geschichtlichen Verhältnisse und Entwicklungen nur zum (kleinen) Teil intendierte Resultate menschlicher Entscheidungen und Handlungen, oft jedoch nicht bewußte Vorgegebenheiten und nicht intendierte Nebenfolgen von Handlungen sind, begreift sie diesen Tatbestand als veränderungsbedürftig und orientiert sich an dem Ziel, dazu beizutragen, daß möglichst viel von diesen nicht bewußten und nicht beherrschten Dimensionen der geschichtlichen Wirklichkeit durchschaubar und durch vernünftiges Handeln beeinflussbar wird. Darin liegt – in einem sehr allgemeinen Sinn – ihre aufklärerisch-emanzipatorische Stoßrichtung, so bescheiden man auch sein wird bei der Einschätzung dessen, was die Geschichtswissenschaft in dieser Hinsicht wirklich vermag.

Dieser „Praxisbezug“ wäre nun eigentlich näher zu bestimmen. Hier mag genügen, eine doppelte Abgrenzung anzudeuten: Einerseits unterscheidet sich Historische Sozialwissenschaft von einer Geschichtswissenschaft, die sich als Selbstzweck versteht, die Frage nach ihren gesellschaftlichen Bedingungen und Aufgaben zurückweist und in diesem Zusammenhang auf der scharfen Trennung zwischen Entstehungs- und Geltungszusammenhang wissenschaftlicher Einsichten besteht. Andererseits lehnt sie ihre In-

strumentalisierung für außerwissenschaftliche Zwecke ab. Sie besteht auf dem Recht und der Pflicht der Wissenschaft und der einzelnen Wissenschaftler, den praktisch-theoretischen Zusammenhang, in dem man steht, selbst zu interpretieren und Wahrheitskriterien wie Verfahrensregeln auch dann nicht zu verletzen, wenn dies im Sinne außerwissenschaftlicher Wirkungen wünschenswert erscheint. Gerade wenn man von richtig verstandener Wissenschaft Beiträge zu Aufklärung, Emanzipation und vernünftiger Praxis erwartet, wird man sich hüten, ihre Regeln zu verletzen und ihre Funktionsbedingungen zu untergraben.

Soweit eine Umschreibung dessen, was „Historische Sozialwissenschaft“ heißen mag. Nicht alle, die mit dieser Strömung sympathisieren, lieben die Bezeichnung. Im übrigen ist Historische Sozialwissenschaft, so definiert, in sehr verschiedener Weise einlösbar. Weder ist sie auf *bestimmte* Theorien festgelegt noch per se mit bestimmten inhaltlichen Positionen verknüpft. Sehr verschiedene Spezialisierungen und Zugriffe haben auf dieser Plattform „Historische Sozialwissenschaft“ ihren Platz. Weder die These vom „Primat der Innenpolitik“ noch die mit dem Stichwort „Sonderweg“ bezeichnete Sicht der neueren deutschen Geschichte gehören als notwendige Definitionsmerkmale zu „Historischer Sozialwissenschaft“ dazu. Oft gibt sich als Kritik an der Historischen Sozialwissenschaft, was in Wirklichkeit Kritik an besonderen inhaltlichen Positionen einzelner ihrer Vertreter ist.<sup>11</sup>

## II.

Ich komme zu einigen Bemerkungen über das Verhältnis der Historischen Sozialwissenschaft zur Geschichtsdidaktik und zur Kommunikation mit der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit überhaupt. Dabei verstehe ich unter Geschichtsdidaktik solche wissenschaftlichen Bemühungen, die sich mit den Bedingungen, der Entstehung, dem Charakter und den Funktionen historischen Bewußtseins befassen sowie mit den Mitteln, es zu beeinflussen, zu kritisieren und zu gestalten. Mit Kommunikation meine ich hoffentlich ungefähr dasselbe wie Herr Quandt in seinem Einleitungsreferat:<sup>12</sup> Vermittlungsprozesse aller Art zwischen Fachwissenschaft und allgemeiner Öffentlichkeit.

1. Nach dem Selbstverständnis Historischer Sozialwissenschaft besteht ein sehr enges Verhältnis zwischen Fachwissenschaft und Fachdidaktik, bis hin zum fließenden Übergang. Die besondere Art der Selbstreflexivität und des Praxisbezugs der Historischen Sozialwissenschaft verwiesen und verweisen sie eigentlich auf die Fachdidaktik als auf ihre eigene didaktische Dimension. Denn wenn man die Einsicht in die außerwissenschaftlichen Bedingungen und Folgen des eigenen wissenschaftlichen Tuns ernst nimmt und andererseits an dem allgemeinen wissenschaftlichen Postulat höchstmöglicher Klarheit festhält, ergibt sich daraus die Begründung für die Notwendigkeit didaktischer Überlegungen. Spezifischer noch: Wenn im Rahmen der Historischen Sozialwissenschaft für die Verwendung gegenstandsbezogener Theorien plädiert und nach Kriterien für die Präferenzierung bestimmter Theorien vor anderen gefragt wurde, war (und ist) un-



umstritten, daß die jeweiligen Erkenntnisinteressen (und nicht nur Konventionen oder „die Sache selbst“) über die theoretischen Präferenzen mitentscheiden.<sup>13</sup> Erkenntnisinteressen aber stehen teilweise im Zusammenhang mit lebensweltlich fundierten Erfahrungen und Erwartungen und damit in – wenn auch noch so vermittelten – praktischen Zusammenhängen. Gerade theoretisch verfahrende geschichtswissenschaftliche Arbeiten waren insofern auf didaktische Überlegungen angewiesen, die denn auch häufig am Anfang und manchmal auch am Ende entsprechender Untersuchungen standen,<sup>14</sup> allerdings gewissermaßen in hausgemachter Form. Denn wichtig war (und ist) für den so verfahrenenden Historiker, daß es sich dabei um die *eigene* didaktische Reflexion im engen Bezug zur dadurch eingeleiteten fachwissenschaftlichen Forschung handelt, nicht aber um einen ausdifferenzierten, von Spezialisten betriebenen, didaktisch-kommunikativen Forschungsprozeß, der, wenn er die gleichen Funktionen wahrnehmen wollte, zu unakzeptabler Fremdbestimmung des Fachwissenschaftlers führen würde. Gerade weil sich die reflexive, didaktische Verortung kritischer, historisch-sozialwissenschaftlicher Forschung aus deren Grundprinzipien als notwendig ergibt, kann sich der Historiker diese Arbeit nicht von Reflexionsspezialisten abnehmen lassen. Jedoch bleibt festzuhalten, daß zunächst einmal eine enge Affinität zwischen Historischer Sozialwissenschaft und Fachdidaktik gegeben ist, die sich auch in gemeinsamen Diskussionen und Veranstaltungen von Fachwissenschaftlern dieser Prägung und Geschichtsdidaktikern niedergeschlagen hat.<sup>15</sup> Sinnvoll sind enge Kooperationen, in denen sich erfahrungsgemäß herausstellt, daß das Verhältnis von Fachwissenschaftlern und Fachdidaktikern nicht durch polare Gegenüberstellung, sondern durch nur graduell unterschiedene Arbeitsteiligkeit charakterisiert ist oder doch charakterisiert sein kann und sollte – zum gegenseitigen Nutzen.

2. Noch schwieriger stellte und stellt sich die Problematik der Kommunikation in den Bereichen der außerschulischen Didaktik. *Einerseits* muß man natürlich von einem den Praxisbezug betonenden Wissenschaftsverständnis her die Kommunikation mit der breiteren Öffentlichkeit sehr ernst nehmen und wollen. Von den Prämissen Historischer Sozialwissenschaft her ist wissenschaftliches Verhalten Teil eines Kommunikationszusammenhangs. *Andererseits* gab und gibt es Schwierigkeiten, die entsprechend orientierte Fachwissenschaftler allerdings mit manchen professionellen Fachdidaktikern teilten und teilen, insoweit diese eben – zu Recht – auch theoretisch über Bedingungen, Momente und Folgen historischen Bewußtseins nachdenken, und sich nicht nur mit Vermittlungstechniken befassen (so wichtig diese sind). Diese Schwierigkeit hängt damit zusammen, daß der Zuwachs an analytischer Kraft und Wirklichkeitsangemessenheit, den die Historische Sozialwissenschaft m. E. mit sich brachte, durch einen Zuwachs an Verwissenschaftlichung und Professionalisierung gewonnen wurde. Dies zeigte sich in Theoretisierungstendenzen, in der Häufigkeit grundsätzlicher Selbstreflexion, an den erhöhten Ausbildungsanforderungen, durch die sich Historische Sozialwissenschaft weiterhin von herkömmlichen Varianten der Geschichtswissenschaft un-

terscheidet, an Tendenzen zur Fachsprachlichkeit wie auch an der Zunahme strukturgeschichtlicher, oft wenig anschaulicher Elemente bei der Darstellung der Ergebnisse. Natürlich bedeutete dies eine Erschwerung der Kommunikation mit Nicht-Fachwissenschaftlern. Eigentlich hätte dies die Vertreter einer Historischen Sozialwissenschaft um so mehr dazu veranlassen müssen, sich um Hilfe an die Didaktiker als Vermittlungsspezialisten zu wenden. Dies war jedoch weniger der Fall, als man meinen möchte. Dahinter steckten sicherlich viele, auch institutionelle Gründe, aber auch dies: Die Fachdidaktiker hatten ja oft selbst dieselben Kommunikationsschwierigkeiten, und meistens wollten (und wollen) sie sich ja gerade nicht nur auf die Bereitstellung von Vermittlungstechniken konzentrieren. So konnten (und können?) sie wenig zur Lösung der hier gemeinten Schwierigkeit beitragen.

3. Gibt es spezielle Vermittlungsformen, die sich mit der Historischen Sozialwissenschaft entwickelten bzw. ihr besonders entsprechen? Zweifellos entziehen sich die Ergebnisse einer struktur- und prozeßgeschichtlich akzentuierten, theorieorientierten Historie auf weite Strecken der glatten und schlichten Erzählung. Die der Historischen Sozialwissenschaft am ehesten angemessene Darstellungsweise ist die historische Argumentation.<sup>16</sup> In ihr sind explizite Fragen und Antworten, Thesen, Zweifel und Überprüfungsansätze häufig, Zahlen und Tabellen normal. Definitionen, begriffshistorische Erwägungen und begriffsstrategische Abwägungen unterbrechen den Fluß der Erzählung. Methodische Umwege und Unsicherheiten werden dem Leser nicht verborgen. Reflexive Momente sind charakteristisch: die Reflexion auf die Bedingungen und Folgen, Chancen und Grenzen des einmal gewählten Zugriffs, im Lichte nicht gewählter, aber denkbarer Zugriffe. Spezifisch didaktische Chancen mag man im offenen Gegenwarts- und Problembezug Historischer Sozialwissenschaft sehen. Durch pointierte Formulierung klarer Thesen und Gegenthesen können Elemente des Streitgesprächs der Darstellung nutzbar gemacht werden. Und manchmal gelingt es, aus dem Pathos der Kritik darstellerische Funken zu schlagen: durch Ideologiekritik, Enthüllung und Kritik an etablierten Traditionen des Faches – solange man Minderheit ist und die Stimmung der Zeit der Kritik und der kritischen Geste günstig.

Man kann auch Darstellungs- und Kommunikationsformen benennen, die sich mit den Prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft nur schwer oder gar nicht vereinbaren lassen. Dazu gehört die Einplanung der – manchmal auch sperrigen – Argumentation zugunsten der glatten Erzählung oder glitzernden Suggestion. Dazu gehört auch das Darstellungsmittel der Personalisierung. Außerdem würde die Historische Sozialwissenschaft nicht vereinbar sein mit kommunikationswissenschaftlichen Modellen, die eine Nutzerorientierung auf der Grundlage empirischer Markt- und Publikumerforschung als Richtschnur wissenschaftlicher Arbeit in den Vordergrund rücken. In der Historischen Sozialwissenschaft ging es ja nicht um die Bedienung demoskopisch feststellbarer Kundenprioritäten, sondern um Beiträge zur Kritik, auch dann, wenn anzunehmen war, daß sie mehrheitlich nicht gewünscht wurde.

Aber auch wenn für die struktur- und prozeßgeschichtlich orientierte, theoriehaltige, systematische und reflexive Historische Sozialwissenschaft keine Rückkehr zur schlichten Erzählung in Frage kommt und die ihr angemessene historische Argumentation an den Leser und Hörer Ansprüche stellt, die die Kommunikation nicht erleichtern, bleibt dennoch vieles zu überlegen und zu tun, um die Barrieren zwischen Adressaten und Historischer Sozialwissenschaft zu verringern und dieser mehr von jener Wirksamkeit zu verschaffen, die sie von ihrem Praxisbezugsanspruch her suchen muß:<sup>17</sup> Man sollte nie mehr theoretischen Aufwand treiben als von der Sache her nötig. Das gilt auch für die Verwendung von Fachsprache. Theorie ist vor allem Mittel zum Zweck. Vielleicht sollte man überlegen, ob theorieorientierte *Darstellungen* stärker dem innerprofessionellen Verkehr vorbehalten bleiben sollen, während das an das breitere Publikum gerichtete Buch sich einfacheren Darstellungsformen bedienen kann. Auch sollte man ernst nehmen, daß Strukturen und Prozesse in Handlungen und Ereignisse „eingehen“, diese beeinflussen und in diesen zur Erscheinung kommen, wenn auch nicht zur Gänze und nicht ohne Brechung. Deshalb ist im Prinzip möglich, *ein Stück weit* Strukturen und Prozesse über Ereignisse und Personen zur Darstellung zu bringen und insofern auch zu erzählen. Durch die Erzählung von Lebensgeschichten lassen sich Strukturen und Prozesse ein Stück weit anschaulich machen, wie geglückte historische Filme („Väter und Söhne“ z. B.) in ihrer Art beweisen. Auch Historiker, die den Prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft nahestehen, sollten versuchen, diese Kunst zu pflegen. Wo immer eine Chance zur Anschaulichkeit besteht, sollte man sie nutzen – so sehr man weiß, daß Zusammenhänge, Strukturen und Prozesse sich größtenteils und im Prinzip der anschaulichen Darstellung entziehen und ohne begrifflich-theoretischen Aufwand nicht nur nicht erkannt, sondern auch nicht vermittelt werden können. Im Fall des Konflikts zwischen Anschauung und Einsicht muß diese vor jener den Vortritt haben. Und was schließlich das didaktische Prinzip der Betroffenheit angeht und die Empfehlung, der Historiker möge die unter den Adressaten und Rezipienten seiner Ausführungen manifest vorhandenen Bedürfnisse und Fragen ernst nehmen und mit seinen historischen Aufklärungen daran anknüpfen, so entspricht dies durchaus dem Selbstverständnis Historischer Sozialwissenschaft und könnte in noch stärkerem Maße praktiziert werden. Aber festhalten muß man – auch in Abgrenzung zu vielem, was derzeit in der sog. Alltagsgeschichte geschieht –, daß die manifesten Fragen der Zeitgenossen nur ein Anknüpfungspunkt sein können, zu dem man am Ende der Darstellung auch wieder, hoffentlich klüger, zurückkehrt, den man aber auf weite Strecken der Forschung und Darstellung hinter sich lassen muß. Solche Abstraktion gehört zur theorieorientierten Geschichtswissenschaft, die Zusammenhänge erkennen will, notwendig dazu.

### III.

Man sollte sich nicht darauf versteifen, den Auftritt und Aufstieg der Historischen Sozialwissenschaft als „Paradigmawechsel“ zu qualifizieren.

Die Begriffe „Paradigma“ und „Paradigmawechsel“ sind ungemein vieldeutig. Ob einem beobachtbaren Wandel paradigmatischer Charakter zuzusprechen ist, dürfte aus der längeren Rückschau eher zu beurteilen sein als von denen, die an ihm teilnehmen. „Paradigmawechsel“ unterstellt – im Anschluß an Thomas Kuhn – die Erfahrung eines recht abrupten und totalen Umbruchs im Fach; jedenfalls in der Geschichtswissenschaft scheinen Veränderungen langsamer vor sich zu gehen und nicht auszuschließen, daß „Paradigmata“ nebeneinander bestehen.<sup>18</sup>

So auch in diesem Fall: Die Erschütterung des historischen Paradigmas hat eine lange Geschichte und viele Aspekte, wie auf dieser Tagung mehrfach betont wurde. Einige Grundprinzipien historistischer Geschichtswissenschaft – Quellennähe und Kontextgebundenheit historischer Forschung, das Interesse an „Entwicklung“ oder doch am Wirklichkeitswandel in der Zeit, die Einsicht in die Historizität des eigenen Fragens und die Absicht, nicht nur kausal zu erklären, sondern auch hermeneutisch zu verstehen – sind auch innerhalb der den Historismus im übrigen kritisierenden Historischen Sozialwissenschaft nicht (oder nur ganz am Rande) in Frage gestellt worden. Vor allem aber ist zu betonen, daß die Anhänger und Sympathisanten einer theoretisch orientierten Historischen Sozialwissenschaft nur eine Minderheit darstellen. Sie bildeten und bilden kein klar abgegrenztes Lager. Die Prinzipien der Historischen Sozialwissenschaft werden von sehr wenigen zur Gänze und in gleicher Weise unterschrieben, von einigen zum Teil, in abgeschwächter Form und nebenbei, von vielen ein wenig. Dies muß man betonen, weil schlecht informierte Kritiker und oberflächliche Beobachter dazu neigen, den Einfluß und die Einheitlichkeit der historisch-sozialwissenschaftlich orientierten Historiker maßlos zu überschätzen. Auch ist zu betonen, daß innerhalb des theoretisch-methodologischen Konzepts „Historische Sozialwissenschaft“ und in der ihm zuneigenden Gruppierung von Historikern nicht nur große Vielfalt in wichtigen Einzelheiten, sondern auch Entwicklung festzustellen ist. Beim Rückblick auf die 60er Jahre erweist sich das begriffliche Raster mancher Studie als ungemein eng und zeitgebunden. Differenzierung und Einbeziehung vormals vernachlässigter Wirklichkeitsdimensionen sind notwendig geworden, aber auch möglich gewesen, ohne die Grundzüge des Konzepts zu verwerfen: ein Beweis seiner Entwicklungs- und Lebensfähigkeit.<sup>19</sup>

Somit sollte man nicht von der Ersetzung eines alten Paradigmas durch ein neues sprechen. Stattgefunden hat vielmehr eine tiefgreifende Veränderung, Erweiterung und Pluralisierung des überkommenen Paradigmas, das eben doch – trotz aller Erschütterungen seit den 1890er Jahren und trotz aller nicht zu leugnenden Vielfalt vor allem in Randbereichen – bis in die 1960er Jahre eine bemerkenswerte Widerstandskraft, Kontinuität und die Fähigkeit bewies, das Fach insgesamt zu dominieren. Allgemein-gesellschaftliche und innerwissenschaftliche Faktoren spielten in den 60er Jahren zusammen und bewirkten eine tiefgreifende Beschleunigung des Wandels: die tiefe Diskreditierung der Tradition durch den Nationalsozialismus und seinen Zusammenbruch, die sich allerdings auf die Geschichtswissenschaft sichtbar und in voller Breite erst in den 60er Jahren

ausgewirkt hat, als sie sich zu vehementer Traditionskritik – meistens durch Jüngere – steigerte; damit in wechselseitiger Verknüpfung das für die 60er Jahre typische Klima des Aufbruchs, der Bewegung, der Reform, der Hoffnung auf emanzipatorische Modernisierung. Die relativ rückhaltlose Öffnung der politischen Kultur des Landes und großer Teile seiner Geschichtswissenschaft gegenüber Einflüssen aus dem Westen erleichterten die Kritik an deutschen Traditionen, auch auf historiographischem Gebiet. Der Aufstieg der systematischen Sozialwissenschaften spielte seine Rolle. Neue Methoden und Quellengattungen wurden bekannt, quantifizierende Techniken fanden Verbreitung und erreichten bald mit der EDV eine neue Qualität. Das Hochschulwesen expandierte, die Zahl der Historiker wuchs, Neues bekam seine Chance. Ein systematischer Vergleich von Dissertationen der Jahre 1955 und 1985, von Handbüchern und Zeitschriften damals und heute würde sicherlich grundsätzliche und anhaltende Wandlungen zeigen und beweisen, daß jener Aufbruch der 60er Jahre kein bloßes Strohfeuer war. Vieles, was damals umkämpft war, gehört heute zur Normalität und hat Eingang in Schulbücher gefunden. Jedoch gewinnen in letzter Zeit auch sehr grundsätzliche Infragestellungen des Ansatzes der Historischen Sozialwissenschaft an Boden. Ich nenne zwei Tendenzen, die m. E. mehr gemeinsam haben, als ihre Vertreter zugeben dürften und man auf den ersten Blick sieht.

Was mit dem Etikett „Alltagsgeschichte“ zusammengefaßt wird, ist vielfältig.<sup>20</sup> Doch das ausgeprägte Interesse an der möglichst anschaulichen Rekonstruktion der Lebenswelten kleiner Leute im überschaubaren Raum (mikrohistorisch) dürfte den Alltagshistorikern gemeinsam sein, wobei sie den Wahrnehmungen und Erfahrungen, der Betroffenheit und den Verarbeitungsleistungen der Menschen, ihren Wünschen und Versagungen, ihren Leiden und schöpferischen Fähigkeiten, also der „Innenseite“ vergangener Wirklichkeit bzw. den „subjektiven Faktoren“ besondere Aufmerksamkeit schenken. Dieses Programm steht zunächst einmal nicht notwendig im Gegensatz zu den Prinzipien Historischer Sozialwissenschaft. Es ist vielmehr geeignet daran zu erinnern, daß eine vergangene Wirklichkeit erst dann als historisch begriffen gelten kann, wenn es gelungen ist, den Zusammenhang von Strukturen und Prozessen einerseits, Erfahrungen, Intentionen und Handlungen andererseits zu begreifen. *Insofern* kritisieren die Alltagshistoriker struktur- und prozeßgeschichtliche Einseitigkeiten, die sich in den letzten Jahren innerhalb der Historischen Sozialwissenschaft hier und da entwickelt haben mögen, und sie plädieren – nicht ohne Erfolg – für Umakzentuierungen innerhalb des Rasters, mit Hilfe dessen vergangene Wirklichkeit erschlossen wird. Dies steht nicht im Widerspruch zum Programm der Historischen Sozialwissenschaft, das die Verknüpfung analytischer und hermeneutischer Zugriffe immer für notwendig erklärt hat.

Zum offenen Widerspruch gegen das Programm der Historischen Sozialwissenschaft wird die Alltagsgeschichte jedoch dort, wo sie aus ihrem Interesse an der „Innenseite“ vergangener Wirklichkeit die Konsequenz zieht, diese „von innen“ rekonstruieren zu sollen: nämlich ohne Theorien

und klar definierte Begriffe, eher durch sympathisierendes Einfühlen und ohne Kritik, unter Absehung von den Zusammenhängen, also den Strukturen und Prozessen. Insoweit Alltagshistoriker ihre Position derart neo-historistisch zuspitzen, stehen sie in scharfem Gegensatz zur Historischen Sozialwissenschaft, die für den expliziten Gebrauch von Begriffen und Theorien eintritt, besondere Aufmerksamkeit der Zusammenhangserkenntnis (Strukturen und Prozessen) widmet und einen kritisch-reflexiven Umgang mit der Vergangenheit empfiehlt.

Weniger explizit, aber um so massiver fordert eine andere Strömung die Historische Sozialwissenschaft heraus. Ich meine das im Grunde neo-konservative, aber auch in anderen Teilen des politischen Spektrums nicht fehlende, anschwellende Interesse an der Geschichte als Basis der Gewährleistung kollektiver Identität. Es wird zur Zeit eher in Zeitschriftenartikeln und Politikerreden, in Debatten um historische Museen und Mahnmale formuliert als in der fachwissenschaftlich-fachdidaktischen Diskussion. Da wird von der Geschichte erwartet, daß sie angesichts drängender Sinnfragen Beiträge zur kollektiven Sinnstiftung leistet, daß sie angesichts vielfältiger Konflikte in der gegenwärtigen Gesellschaft Beiträge zur Begründung von Konsens und kollektiver Handlungsfähigkeit leistet und daß sie angesichts der angeblich verbreiteten „Geschichtslosigkeit und Rücksichtslosigkeit der eigenen Nation gegenüber“ zur Wiedererstehung eines „elementaren Patriotismus“ beiträgt, der anderen Völkern selbstverständlich sei und ohne den auch unser Volk nicht überleben könne (A. Dregger).<sup>21</sup> Aber auch regional und lokal wird Identitätsfindung durch historische Erinnerung und Vergewisserung angestrebt.<sup>22</sup> In der Konsequenz solcher Erwartungen – die hier nicht grundsätzlich und ausführlich erörtert werden können – liegt eine Geschichtswissenschaft, die ihre identifikatorischen, nicht ihre kritischen Funktionen betont; die sich nicht theoretisch-begrifflicher Argumentationen bedient, sondern eingängig erzählt; die ihr Hauptaugenmerk auf das vermutlich Gemeinsame in der Vergangenheit richtet und die konfliktgeprägten Wirklichkeitsbereiche ausklammert; die beiträgt zur Rekonstruktion von „zustimmungsfähiger Vergangenheit“, und sei es um den Preis der Stilisierung. Es ist das Gegenteil von dem, wofür Historische Sozialwissenschaft steht.

Wie gegen den Neo-Historismus der Alltagshistoriker wird man gegenüber den Identitätserwartungen der neo-konservativen Öffentlichkeit auf der Notwendigkeit begrifflich-theoretischer Zusammenhangserkenntnis bestehen müssen, die eine Partialisierung in lokale Geschichtsbilder „von innen und unten“ ebenso ausschließt wie die „Entsorgung“ unserer Geschichte von ihren Scheußlichkeiten: Zusammenhangserkenntnis als kritische Instanz.

Überhaupt muß betont werden, daß die *Wissenschaft* von der Geschichte im Prinzip *kritisch* ist, weil Kritik im Kern jeder Wissenschaft steckt, die diesen Namen verdient. Der Zweifel ist ihr methodisches Prinzip. Selbstverständlichkeiten akzeptiert sie nicht. Mythen sind ihre Gegner. Gewohnheit zählt für sie nicht. Tradition als solche begründet für sie keine Geltung. Sie stammt aus der Aufklärung und trägt zu ihr bei. Deshalb

wird eine Geschichtswissenschaft, die sich ernst nimmt und entsprechend unserer Verfassung frei ist, auch eher zur Befragung und Lockerung kollektiver Identitäten beitragen als zu deren Absicherung und Verfestigung. Und wer sagt eigentlich, daß der nüchterne, ehrliche Blick in die gemeinsame Geschichte immer konsensbildend und identitätsstiftend wirkt?

Die Spanier wissen wahrscheinlich, warum sie sich in diesem Jahr (1986) an den fünfzigsten Jahrestag des Bürgerkriegsausbruchs kaum öffentlich erinnern. Sie wollen ihren noch unsicheren Konsens nicht durch – notwendig kontroverse – historische Erinnerung gefährden. – Als man in Bielefeld Mitte der 1970er Jahre darüber stritt, ob das aus den 1850er Jahren stammende großartige Gebäude der stillgelegten Ravensberger Spinnerei abgerissen oder (mit viel Geld) erhalten werden sollte, erinnerten sich einige in der SPD-Ratsfraktion an die Geschichte, aber nicht im Konsens: Diese „Zwingburg“, in der die eigenen Vorfahren geschuftet hatten und ausgebeutet worden waren, sollte man lieber nicht mit viel Aufwand restaurieren. (Die Spinnerei blieb glücklicherweise erhalten.) – Ein drittes Beispiel: Mit Blick auf die nationalsozialistische Vergangenheit will Franz-Josef Strauß schnell den Punkt erreichen, an dem die Vergangenheit „in der Versunkenheit verschwindet“. Denn dauernde „Vergangenheitsbewältigung“ lähme ein Volk.<sup>23</sup> Das muß nicht so sein. Gerade die kritische und trauernde Erinnerung an jene dunkelste Phase deutscher Geschichte kann den „aufrechten Gang“ erleichtern, der nach Meinung vieler den Deutschen wieder möglich sein sollte (als ob er nicht längst schon wieder Wirklichkeit wäre). Nüchterne Erinnerung an jene Zeit muß keineswegs lähmen, im Gegenteil: Sie kann mobilisieren, nämlich für kollektive Anstrengungen zur Schaffung von Verhältnissen, die Wiederholungen oder Ähnliches unmöglich machen.

Aber sicherlich zeigen diese Beispiele: In der Geschichte gab es Sieger und Besiegte, neben Sinn auch viel Unsinn, neben Zustimmungswürdigem auch Abstoßendes. Deshalb trennt die Erinnerung oft, reißt Wunden auf. Historische Erinnerung ist oft subversiv. Es sei denn, sie wird amputiert, verbogen und geschönt. Dazu mögen sich Legenden, Denkmäler und Hymnen hergeben, der wissenschaftliche Umgang mit Geschichte steht dem entgegen.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Jürgen Kocka, Historische Sozialwissenschaft, in: Klaus Bergmann/Annette Kuhn/Jörn Rüsen/Gerhard Schneider (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, 3. Aufl. Düsseldorf 1985, S. 170–172 (mit Literatur).
- 2 Vgl. Reinhart Koselleck, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt 1979, S. 144–157.
- 3 Vgl. Werner Conze, Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Opladen 1957; Jürgen Kocka, Werner Conze und die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 37 (1986), S. 595–602.

- 4 Vgl. Jürgen Kocka, Sozialgeschichte zwischen Strukturgeschichte und Erfahrungsgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hg.), Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang, Band 1, Göttingen 1986, S. 67–88.
- 5 Vgl. zuletzt Josef Meran, Theorien in der Geschichtswissenschaft. Die Diskussion über die Wissenschaftlichkeit der Geschichte, Göttingen 1985; sowie Jörn Rüsen, Rekonstruktion der Vergangenheit. Grundzüge einer Historik, 2. Bd., Göttingen 1986, S. 65 ff.; Ders./Hans Süßmuth (Hg.), Theorien in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1980; Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), Theorie und Erzählung in der Geschichte, München 1979; Jürgen Kocka (Hg.), Theorien in der Praxis des Historikers. Forschungsbeispiele und ihre Diskussion, Göttingen 1977.
- 6 Vgl. den kritischen Rückblick von Sidney Pollard, The New Economic History Reassessed. Railroads and Slavery, in: Interdisciplinary Science Review 6 (1981), S. 229–238. – Beispiele für die Verschmelzung von systematisch orientierter Sozialgeschichte und empirischer Sozialforschung vor allem in der vom Zentrum für historische Sozialforschung in Köln herausgegebenen Zeitschrift: Historical Research/Historische Sozialforschung. Im Juli 1986 erschien Nr. 39. – Dazu vgl. grundsätzlich: Heinrich Best/Wilhelm Schröder, Quantitative Sozialforschung, in: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hg.), Historische Methode, voraus. München 1988.
- 7 Vgl. die Aufsätze in: Social Science History 8 (1984), Nr. 2, u. a. S. 169–178: Jürgen Kocka, Theories and Quantification in History. In der Reihe „Historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen. Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeß-produzierten Daten“ (hg. v. Heinrich Best u. a.) erscheinen regelmäßige Überblicke über vornehmlich quantifizierend orientierte historische Forschungen in der Bundesrepublik. Vgl. auch Anm. 6.
- 8 Vgl. Jürgen Kocka, Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 395–408.
- 9 Vgl. zum folgenden Ders., Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme, 2. Aufl. Göttingen 1986, S. 67–111, 132–176.
- 10 Vgl. dazu mit Literatur Ders., Sozialgeschichte, Gesellschaftsgeschichte, in: Bergmann/Kuhn/Rüsen/Schneider (wie Anm. 1), S. 164–168. Mit deutlich anderer Akzentuierung jetzt Hans-Ulrich Wehler, Sozialgeschichte und Gesellschaftsgeschichte, in: Schieder/Sellin (wie Anm. 4), S. 33–52; jetzt Ders., Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1 u. 2, München 1987.
- 11 Vgl. z. B. Irmeline Veit-Brause, Zur Kritik an der „Kritischen Geschichtswissenschaft“: Tendenzwende oder Paradigmawechsel?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 35 (1984), S. 1–24; Roger Fletcher, Recent Developments in West German Historiography. The Bielefeld School and its Critics, in: German Studies Review 7 (1984), S. 451–480.
- 12 Vgl. oben S. □.
- 13 Vgl. Kocka (wie Anm. 9), S. 88.
- 14 Vgl. z. B. Hans-Ulrich Wehler, Bismarck und der Imperialismus, Köln 1969.
- 15 Vgl. Joachim Rohlfes/Karl-Ernst Jeismann (Hg.), Geschichtsunterricht. Inhalt und Ziele, Stuttgart 1974; Karl-Ernst Jeismann/Siegfried Quandt (Hg.), Geschichtsdarstellung. Determinanten und Prinzipien, Göttingen 1982; Siegfried Quandt/Hans Süßmuth (Hg.), Historisches Erzählen. Formen und Funktionen, Göttingen 1982; Hans Süßmuth (Hg.), Historische Anthropologie. Der Mensch in der Geschichte, Göttingen 1984.
- 16 Vgl. den oben in Anm. 8 erwähnten Aufsatz. Ich verwende einen dort definier-



ten engen Erzählbegriff, der sich von den sehr viel komplexeren Erzählbegriffen unterscheidet, die sich etwa bei White, Ricoeur, Baumgartner und Rösen finden.

- 17 Zum folgenden vgl. auch Hans Süssmuth, Strukturgeschichte und Geschichtsdidaktik. Impulse zu einer geschichtsdidaktischen Neuorientierung, in: Ders. (Hg.), Geschichtsdidaktische Positionen, Paderborn 1980, S. 121–177; Jürgen Kocka/Bernd Mütter, Strukturgeschichte, in: Siegfried Quandt/Guido Knopp (Hg.), Geschichte im Fernsehen. Ein Handbuch. Darmstadt 1988.
- 18 Vgl. Konrad Repgen, Kann man von einem Paradigmawechsel in den Geschichtswissenschaften sprechen?, in: Jürgen Kocka/Konrad Repgen/Siegfried Quandt, Theoriedebatte und Geschichtsunterricht. Sozialgeschichte, Paradigmawechsel und Geschichtsdidaktik in der aktuellen Diskussion, Paderborn 1982, S. 29–78; Veit-Brause (wie Anm. 11); bereits James J. Sheehan, Bemerkungen zu den Bemerkungen Karl-Georg Fabers, in: Geschichte und Gesellschaft 7 (1981), S. 255–261.
- 19 Vgl. den Überblick über die Entwicklung der Sozialgeschichte seit Mitte der 1970er Jahre, in: Kocka (wie Anm. 9), S. 132–176.
- 20 Vgl. als kritisch-abgewogenen Literaturüberblick: Klaus Tenfelde, Schwierigkeiten mit dem Alltag, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), S. 376–394; sowie die Kontroversen in: Franz Josef Brüggemeier/Jürgen Kocka (Hg.), „Geschichte von unten – Geschichte von innen“. Kontroversen um die Alltagsgeschichte, Fernuniversität/Gesamthochschule Hagen 1985; Kocka (wie Anm. 9), S. 162–174.
- 21 Von diesen problematischen Erwartungen an die Geschichte handelt ein Teil der im Herbst 1986 viel Aufmerksamkeit erregenden, derzeit (November 1986) noch nicht abgeschlossenen Kontroverse: Ernst Nolte, Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6. 6. 1986; Jürgen Habermas, Eine Art Schadensabwicklung. Die apologetischen Tendenzen in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung, in: Die Zeit vom 11. 7. 1986; Joachim C. Fest, Die geschuldete Erinnerung. Zur Kontroverse über die Unvergleichbarkeit der nationalsozialistischen Massenverbrechen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29. 8. 1986; Eberhard Jäckel, Die elende Praxis der Untersteller. Das Einmalige der nationalsozialistischen Verbrechen läßt sich nicht leugnen, in: Die Zeit vom 12. 9. 1986; Jürgen Kocka, Hitler sollte nicht durch Stalin und Pol Pot verdrängt werden. Über Versuche deutscher Historiker, die Ungeheuerlichkeit von NS-Verbrechen zu relativieren, in: Frankfurter Rundschau vom 23. 9. 1986; Martin Broszat, Wo sich die Geister scheiden. Die Beschwörung der Geschichte taugt nicht als nationaler Religionersatz, in: Die Zeit vom 3. 10. 1986 (hier auch das obige Dregger-Zitat vom 10. 9.); Hans Mommsen, Suche nach der „verlorenen Geschichte“? Bemerkungen zum historischen Selbstverständnis der Bundesrepublik, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 40 (1986), S. 864–874; Ernst Nolte, Die Sache auf den Kopf gestellt. Gegen den negativen Nationalismus in der Geschichtsbetrachtung, in: Die Zeit vom 31. 10. 1986; Jürgen Habermas, Vom öffentlichen Gebrauch der Historie. Das offizielle Selbstverständnis der Bundesrepublik bricht auf, in: Die Zeit vom 7. 11. 1986; Heinrich August Winkler, Auf ewig in Hitlers Schatten? Zum Streit über das Geschichtsbild der Deutschen, in: Frankfurter Rundschau vom 14. 11. 1986; Christian Meier, Kein Schlußwort. Zum Streit um die NS-Vergangenheit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. 11. 1986 (zusammen mit weiteren Aufsätzen und Stellungnahmen jetzt alle in: „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der natio-

nalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987). – Häufig zitiert wird in der Debatte Michael Stürmer. Vgl. Ders., *Dissonanzen des Fortschritts. Essays über Geschichte und Politik in Deutschland*, München 1986, S. 10–17; Ders., *Weder Verdrängen noch Bewältigen. Geschichte und Gegenwartsbewußtsein der Deutschen*, in: *Schweizer Monatshefte* 66 (1986), S. 689–694.

- 22 Hermann Lübke, *Die Gegenwart der Vergangenheit. Kulturelle und politische Funktionen des historischen Bewußtseins*. Vortrag, gehalten vor der 16. Landtagsversammlung am 16. März 1985 in Oldenburg, Oldenburg 1985; *Geschichtswerkstatt* Nr. 6: *Schwierigkeiten beim Entdecken der Heimat*, Göttingen Mai 1985.
- 23 Nach *Süddeutsche Zeitung* vom 24. 11. 1986, S. 2.